37 Illustrirtes Sonntagsblatt 1888

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

## Ein Familienwappen.

Originalerzählung von K. Labacher. (Fortsetzung.)

12.

Unentschlossen hatte Siegfried die ersten Schritte aus den Thoren der Stadt Pest gethan, wo er nicht eine Stunde länger bleiben durfte, wollte er nicht den Verfolgern in die Hände fallen, die Graf Sziget nach der Entdeckung seiner Flucht unfehlbar aussenden würde! Wohin sich wenden? Er mußte den Kaiserlichen ebenso ängstlich als den Revolutionären ausweichen; die ersteren hätten ihn als Spion und Rebellen eingefangen, die letzteren den Landesverräter in ihm gesehen und verurteilt! Und als Spion oder Verräter auf dem nächsten Baume aufgeknüpft zu werden, das war nicht der Tod, den er suchte, der schöne ehrenvolle Tod im Kampfe für das Vaterland! Er entschloß sich endlich, nach Wien zu eilen und dort für Freiheit und Volksrechte zu wirken, da sein Vaterland ihn aus den Reihen seiner Streiter ausgestoßen hatte. Vielleicht zog ihn auch die Erinnerung an Adriana nach der Kaiserstadt! Schwebte sie dort nicht noch immer in einer dringenden Gefahr? Hatte er dort nicht ihr Leben retten dürfen und ihr jenen Kuß geraubt, der noch immer auf seinen Lippen glühte und sein Gehirn berauschte? „Zu Adriana's Füßen sterben," war dies nicht fast zu einer fixen Idee in seinem Kopfe geworden? Und konnte es ihm nicht schließlich gleichgültig sein, wohin er seine zerstörte, von einem unermeßlichen Verrate vergiftete Existenz schleppte?

Als er nach langer Wanderung von ferne die Mauern der Stadt Wien erblickte, stellte sich ihm plötzlich ein unerwartetes Hindernis entgegen. Ein Teil der ungarischen Revolutionsarmee hatte hier ihre Lagerzelte aufgeschlagen! Von Graf Sziget geführt, erwarteten die Honveds hier den geeigneten Augenblick für den Einmarsch in Wien. — Graf Sziget behauptete, durch Voreiligkeit und durch Ueberstürzung könne die heilige Sache der Freiheit für immer gestürzt werden.

Siegfried durfte nicht einmal daran denken, sich offen durch die ungarischen Truppen zu wagen, deren Anführer sein Feind, Graf Sziget, war. Er erwartete im Gebüsche am Donauufer verborgen die Nacht und suchte auf langen Umwegen die Stadt Wien zu erreichen. Erschöpft von der Reise zu Fuße, im Aeußern unscheinbar gemacht, betrat er endlich die von einem aufgeregten Volksgewühle belebten Straßen. Er wagte es nicht, sich an seine früheren Bekannten zu wenden. Er war ja jetzt nicht mehr der geehrte, der warmempfohlene Bote der ungarischen Patrioten! Er war ein Flüchtling, ein Geächteter, ein mit dem Brandmale des Landesverräters gezeichneter! Mit bitteren, schmerzlichen Gefühlen im ermatteten, entmutigten Gemüte mischte er sich unter den Pöbel, der haufenweise unter lautem Geheule nach einer bestimmten Richtung hinzog. Es schien etwas besonderes in Wien vorzugehen oder — vorgegangen zu sein! Die allgemeine Erregung hatte den Gipfelpunkt erreicht. Alle Gewölbe waren geschlossen, die wohlhabenderen Bürger hatten sich, Raub und Plünderung fürchtend, hinter eisernen Fensterläden verwahrt. Außer den tumultierenden Pöbelhaufen zeigten sich keine Einwohner auf Straßen und Plätzen.

Siegfried, mit seiner eigenen trostlosen Situation beschäftigt, achtete kaum auf das lärmende Treiben um ihn herum. Da verwundete die Aeußerung eines schlechtgekleideten Arbeiters sein Ohr

„Ist ihm recht geschehen, dem alten Spitzbuben von einem Kriegsminister! Warum wollte er Geld und Waffen nicht herausgeben, die rechtmäßig dem Volk gehörten! Nun hat er für seine Dummheit mit dem Leben büßen müssen! Es war ein lustiger Anblick, wie er auf dem Laternenpfahle baumelte!" Siegfried griff sich schwindelnd an die Stirne. Der Kriegsminister ermordet, der arme, alte Mann? Und was war aus Adriana geworden, die bei ihm in seinem Hause gelebt hatte? Er bemerkte nun erst, daß das Volk in der Richtung nach dem Palaste des Kriegsministers vorwärtsdrängte. Begierig, von Schauern des Entsetzens, der Todesangst durchfröstelt, strebte nun auch er, rascher von der Stelle zu kommen. Und endlich — endlich, bei einer Biegung der Straße, da konnte er es sehen, das Haus, an dessen Schwelle er Adriana einen flüchtigen Augenblick lang in seine Arme gepreßt, wo er sie geküßt hatte, von einer unwiderstehlichen inneren Macht dazu getrieben! Ein lauter Schrei entrang sich bei dem Anblick, der sich ihm darbot, seinen Lippen. Niemand achtete darauf. Der allgemeine Tumult verschlang seine Stimme.

Flammen züngelten aus den Dachfenstern des Palastes! Niemand schien darauf bedacht, sie zu löschen! Zahlreiche Leitern waren an die



Das Innere der Friedenskirche zu Potsdam. (Mit Text.)

hohen Fenster gelegt und gleich Ameisen kletterten die Plünderer daran auf und nieder mit Bündeln, Möbeln, Bildern und anderem Hausrat beladen. Wenn irgend ein Glücklicher mit einem wertvollen Gegenstand erschien, wurde er mit lautem Geschrei empfangen und er durfte sein Schicksal preisen, wenn es ihm gelang, seine Beute vor der Habgier und dem Neide seiner Plünderungsgefährten in Sicherheit zu bringen.

Von Grauen überwältigt lehnte sich Siegfried an einen Laternenpfahl — doch schaudernd fuhr er zurück; derselbe war mit Blut befleckt.

„Das ist sein Blut — des armen Greises!“ sagte ihm ein Nachbar leise und schüchtern. „Wir Wiener sind unschuldig daran — es thatens die fremden Arbeiter, die Maurer, die aus aller Herren Länder hierher kommen. Wir Wiener hätten uns nimmer mit dem unschuldigen Blute besudelt. Er verteidigte das Eigentum seines Herrn! Es war seine Schuldigkeit! Man darf es nur nicht laut sagen! Nicht wahr, es schauert Ihnen auch vor der Missethat?“

Siegfried antwortete nicht. Seine Augen waren starr nach dem Thore des Palastes gerichtet. Dort balgten sich eben zahlreiche Weiber aus dem unteren Volksstande um einen großen Koffer, aus dem sie ein schimmerndes weibliches Ballkleid hervorrissen und auch noch andere zierliche Sachen, wie ein Hütchen mit blauer Straußenfeder, eine Garnitur künstlicher Seidenblumen und feine, spitzenbesetzte Taschentücher. Eine überwältigende Ahnung ließ Siegfrieds Herz in rascheren Schlägen klopfen. Er glaubte jenes blaue Federhütchen zu erkennen. Er meinte, Adriana müßte es getragen haben, als sie in Pest einmal an ihm vorübergefahren war, strahlend von Schönheit und Jugendlust. Mit einem unartikulierten Laute stürzte er zu den kneifenden, unter einander handgemein gewordenen Weibern hin. „Habt ihr sie auch ermordet?“ brüllte er wie wahnsinnig. „Was hat sie euch gethan, ihr blutgierigen Tiger?“

Die Weiber wichen kreischend vor der drohenden Herkulesgestalt zurück. Siegfried beugte sich über den fast schon völlig geplünderten Koffer. Mit zitternder Hand nahm er eines der spitzenbesetzten Taschentücher auf — seine Ahnung hatte ihn nicht belogen; das war das Eigentum seiner Heimlichgeliebten, die kunstvolle Stickerei zeigte die Buchstaben A und E, von dem Familienwappen der Grafen Ergyedy gekrönt. Er hatte nicht lange Zeit, seinen quälenden Vermutungen, seiner tödlichen Angst um Adriana nachzuhängen. Eine der Frauen, die durch Siegfrieds Erscheinen von ihrem Raube verjagt worden waren, hatte ihrem Manne, einem roh aussehenden Maurergehilfen, einige Worte zugeflüstert. Er blickte scheel nach dem Jüngling hinüber und sprach dann eifrig in die Umstehenden hinein.

„Er hält es mit den Schwarzgelben, er bedauert den alten Dieb, an dem wir Gerechtigkeit geübt haben,“ hörte Siegfried plötzlich in seiner Nähe sagen. Und schon ergriffen ihn mehrere Männer drohend an Armen und Schultern.

Mit einer wilden Gebärde schüttelte Siegfried seine Angreifer ab. „Zurück, wem sein Leben lieb ist!“ schrie er. „Und sagt mir, was ihr mit Adriana von Ergyedy angefangen habt, ihr feigen Hunde, die ihr euer Mütchen an Greisen und wehrlosen Weibern kühlt!“

„Drauf los!“ erwiderte der Maurer mit zornfunkelnden Augen, „hört ihr's nicht, daß er zu den Schwarzgelben hält?“

„Nein, nein, er ist unser Bruder,“ widersprach ein anderer. „Die Ungarn haben ihn als unsern Vermittler zu uns geschickt. Und recht hat er auch. Es ist eine Schandthat geschehen in Wien, und wir werden den Flecken nimmer wegwaschen können, die ganze Welt wird uns Wiener verdammen.“

Ein lebhafter Tumult entstand. Die Aufständischen überhäuften sich gegenseitig mit Anklagen und Drohungen und sparten Fäuste und Waffen nicht, um ihre angeführten Gründe handgreiflicher zu machen. Siegfried benützte diesen Augenblick der allgemeinen Aufregung, um in den brennenden Palast einzudringen. Wenn Adriana vielleicht noch drinnen war, in einem Winkel versteckt oder in einem Zimmer eingeschlossen, dem sicheren Hungertode preisgegeben? Er wollte sich Ueberzeugung verschaffen, nötigen Falles Rettung versuchen. Auf der Hauptstiege drängten sich die Plündernden. Eben wurde die eiserne Kellerthüre aufgesprengt, die mit mehreren Schlössern und mechanischen Sicherheitsvorrichtungen versehen war. Hier vermuteten die Aufständischen den noch unentdeckten Schatz des österreichischen Kriegsministeriums, um dessenwillen sie angegriffen, gemordet und den Brand gestiftet hatten. Dieser Schatz, der Preis eines schamwürdigen Verbrechens, durfte ihnen nicht verloren gehen. Und wirklich, kaum hatte sich der Pöbel in die weiten Kellerräume ergossen, als laute Jubelrufe, aber auch das Geschrei der sich um die Beute Streitenden die Auffindung der gehofften Reichtümer verkündeten. Fässer wurden an das Tageslicht gefördert, in denen unter einer dünnen Schichte von Mehl oder Reis, Rollen Goldes versteckt lagen, Kisten, deren Inhalt aus Lumpen und alten Papieren bestand, unter die sich ganze Stöße von Banknoten mischten. So hatte der greise Minister noch im letzten, höchsten Augenblick der Not das ihm anvertraute Gut zu retten versucht. Siegfried drängte vorwärts, nur vorwärts — seine Herkulesarme teilten die Volkshaufen und dann erreichte er Räume, von denen schon der Rauch Besitz genommen hatte, aus denen also die Plünderer entwichen waren. Was kümmerte ihn, der den Tod nicht mehr fürchtete, die Gefahr? Er achtete nicht darauf, wie schwer ihm schon das Atmen, wie unerträglich die Hitze wurde. Er hatte ein leises Wimmern zu vernehmen geglaubt — und gierig, halb wahnsinnig, verfolgte er nun die Richtung, aus welcher der Wehelaut gedrungen zu sein schien. Zu seiner bitteren Enttäuschung fand er nur ein kleines Hündchen, welches heulend und mit eingezogenem Schwanze durch die Gänge irrte. Siegfried wollte es einfangen, um es aus den bedrohten Räumen zu retten. Doch das Tierchen, durch den Lärm und den ungewohnten Schein der Flammen verschüchtert, biß nach der Hand, die es retten wollte. „Das ist ein Bild des Undankes,“ murmelte Siegfried. „So behandelte mich mein Vaterland, als ich bereit war, mein Blut zu seiner Rettung zu verspritzen. Und nun sehe ich den Tag kommen, an dem es wie dieses verirrte Tier zu Grunde gehen wird.“ Siegfried mußte endlich umkehren, wenn er nicht zum Selbstmörder werden wollte, denn die ringsum sprühenden Funken konnten in jedem Augenblicke seine Kleider in Brand stecken. Das Verlassen des brennenden Palastes war aber mit zahlreichen Hindernissen verknüpft. Es gab noch immer Leute, die zum Thore hereindrängten, die sich den Flammen zum Trotze ihren Anteil an der Beute holen wollten. Dadurch herrschte ein unbeschreibliches Gewühle und Gebalge in den Korridoren, auf der Stiege. Der Menschenstrom schleuderte den Jüngling, der nichts für seine Rettung that, doch endlich hinaus ins Freie. Schmerzversunken, fast ohne klaren Gedanken lehnte er sich in der stilleren Nebenstraße an eine Gartenmauer und blickte zu den züngelnden Flammen auf, von denen er nicht wußte, ob sie nicht die erste, die heiße Liebe seines Herzens verzehrten.

Da legte sich leicht eine Hand auf seine Schulter. Fast nur mechanisch blickte er auf. Eine seltsame Gestalt stand vor ihm; es mußte einst eine reiche und mit Goldtressen besetzte Livree gewesen sein, die diesem alten Manne in Fetzen vom Leibe hing. Sein Gesicht war von Kot und Staub unkenntlich geworden, wirr hingen die grauen Haare über die Schläfen hinab. „Ich bin ihnen entkommen,“ flüsterte er scheu. „Ich habe mich unkenntlich gemacht, nicht wahr? Niemand hält mich für den Diener einer stolzen Adelsfamilie in diesem Aufzug. Bin ein Plebejer, kann mich ungestraft unter den Pöbel mischen. Ich habe es meinem unglücklichen Herrn auch geraten, sich zu verkleiden, er war aber zu stolz dazu. Und nun bin ich doch der Klügere gewesen! Ich habe sogar wacker mitgeplündert!“

„Und was wollen Sie von mir?“ fragte Siegfried, den alten Schwätzer mit Widerwillen betrachtend.

„Ich hörte Sie vorhin nach der schönen Grafentochter rufen, die bei meinem Herrn zu Gaste war. Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, was aus ihr geworden ist?“

„Ich verspreche Ihnen den Dank des Himmels, Mann, denn ich habe nichts anderes zu geben!“ rief Siegfried begierig. „Ueben Sie Barmherzigkeit an mir, sagen Sie mir, wo ist Adriana?“

„Hm, Sie bleiben doch nicht ganz bei der Wahrheit,“ bemerkte der Alte mit einem schlauen Augenblinzeln. „Da sehe ich einen ganz hübschen Ring an Ihrem Finger! Den könnten Sie mir schon für meine Nachricht schenken!“

„Verzeihen Sie, ich dachte nicht daran — da ist der Ring! Und nun sprechen Sie!“

„Die schöne Komtesse ist mit ihrem Vater nach Ungarn entflohen!“ erzählte der Alte. „So viel ich hörte, wollten sie sich nach ihren Landgütern unweit Gran wenden.“

Siegfried umarmte die schmutzige Gestalt des Mannes, der ihm eine Himmelskunde gab und brach in Thränen der Aufregung, der Freude aus. „Gott sei Dank — o Gott sei Dank!“ stammelte er wiederholt.

„Sie nehmen also viel Anteil an der Grafentochter?“ sagte der Alte etwas höhnisch. „Seltsam — Sie sehen mir nicht darnach aus, als ob Sie zu ihren Verwandten oder — zu ihren Freiern gehören könnten!“

Betroffen und entrüstet zugleich stieß Siegfried den Spötter zurück und floh vor den verwundenden Hohnreden und vor seinen eigenen Gefühlen mit hastigen Schritten wieder in das zerstreuende, betäubende Gewühl der Aufständischen hinein. Ach, er hatte nur zu recht, der schadenfrohe, alte Mann! Der geächtete Siegfried, der niedrige Bürgersmann, auf dem der Fluch des Landesverräters ruhte, er gehörte nicht zu den Verwandten oder zu den Freiern der schönen, stolzen Adriana! Was konnte er je mehr mit dem Grafenkinde zu schaffen haben?“

Erst nach Mitternacht zerstreuten sich die Volkshaufen vor dem geplünderten, ausgebrannten Palaste des ermordeten Kriegsministers.

Als es stiller um Siegfried geworden war, fing er an, seine Gedanken zu sammeln und an die nächste Zukunft zu denken. Er wollte sich in die Wiener Nationalgarde einreihen lassen und so nicht nur für die Volksfreiheit kämpfen, sondern auch die öffentliche Ordnung herstellen und weitere Greuelthaten verhindern helfen. Er begab sich zu diesem Zwecke nach dem von den Aufständischen eroberten Zeughause, wo die Führer der Garde ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Am Thore stand eine starke Wache — Siegfried erkannte einen der Gardisten; er hatte viel mit demselben verkehrt, damals als er noch der Gesandte der ungarischen Patrioten an die Wiener Brüder gewesen war.

Auch der Gardist mußte sich des Jünglings erinnern, doch drückte sein Gesicht keine Freude über dieses Wiederfinden aus. Er nahm Siegfried beiseite und sagte in kurzem, fast rauhem Tone: „Und Du wagst es, hierher zu uns zu kommen? Weißt Du nicht, daß wir von Pest aus

beauftragt sind, Dich als Landesverräter festzunehmen, wo wir Dich immer finden? Du bist mein Gast gewesen in meinem Hause, Du hast aus einer Schüssel mit mir gegessen, deshalb warne ich Dich. Aber fliehe, ehe Dich ein anderer von den Unsrigen erkennt. Du wärest dann verloren!"

„Aber ich bin unschuldig. Höre —" begann Siegfried.

Doch der Gardist unterbrach ihn heftig. „Ich will nichts wissen. Geh', sage ich, ehe es zu spät ist!" Und damit wandte er sich zu seinen Gefährten zurück.

Siegfried eilte mit unsicheren Schritten davon. Ein unsagbares Wehe stürmte in seinem Herzen, ein Chaos von Bitterkeit und ohnmächtigem Zorne herrschte in seinem Kopfe. Auch in Wien stieß man ihn also aus den Reihen der ehrlichen Kämpfer für die Freiheit und für die Volksrechte. Es blieb ihm nichts übrig als mit dem Pöbel zu rauben, zu plündern, zu morden, das war die ihm einzig offengebliebene Straße. Von Verzweiflung getrieben, verließ er die Stadt — es zog ihn doch wieder nach seinem Vaterlande zurück. „Zu Adriana's Füßen sterben!" sagte er immerfort vor sich hin, als er auf der einsamen Landstraße in der nächtlichen Dunkelheit dahinwandelte.

13.

Graf Ergyedy hatte das feste und von einem ansehnlichen Walle umgebene Schloß Edeshazy in Verteidigungsstand gesetzt und seine Unterthanen um sich versammelt und bewaffnet. Er fühlte sich nicht als Rebellen, der sich seinem angeborenen Herren widersetzte, nein, er verteidigte sein Haus, seine Diener gegen die Uebergriffe der Willkür und gegen die brutale Verletzung der Freiheit. Er wiederholte es sich selber, daß er seinem Kaiser treu bleiben wolle in allen Wechselfällen des Geschickes. Aber an diesem Entschlusse hatte mehr seine von den Ahnen angeerbte Loyalität als seine persönliche Empfindung Anteil, denn er konnte sich der Bitterkeit nicht erwehren bei dem Gedanken, daß man bei Hofe seine treuen Dienste so weit vergaß, um ihm kaiserliche Truppen in feindlicher Absicht an den Hals zu schicken. Zu dieser Erkältung seiner dynastischen Gefühle kam auch noch der Personenwechsel auf dem österreichischen Throne. Kaiser Ferdinand hatte infolge der ausgebrochenen Revolution der Krone entsagt. Kaiser Franz Josef hielt jetzt die Zügel der scheugewordenen Pferde in Händen, die den Staatswagen der Erblande dem Abgrunde zuzuschleppen schienen. Graf Ergyedy konnte Mitleiden mit dem Herrscher empfinden; kein Band der innigen Anhänglichkeit, der wechselseitigen persönlichen Freundschaft band ihn aber an ihn. Im Gegenteil, er sagte sich mit schmerzlichem Ingrimm: „Wenn Kaiser Ferdinand noch zu befehlen hätte, niemals würde er seine Truppen gegen mich haben marschieren lassen. Aber der junge Nachwuchs verachtet die Freunde seiner Väter."

Da gelangte eine Kunde zu dem Grafen, die ihn beinahe von neuem die Freundschaft der Oesterreicher hätte suchen lassen. Die Ermordung seines langjährigen Freundes, des österreichischen Kriegsministers, erfüllte ihn mit tiefem, erbittertem Schmerze. Diesesmal mußte Adriana zur Klugheit und Verstellung raten, ja den Vater für einige Tage von seinen Untergebenen entfernt halten, sonst würde ihn seine Wut, seine Mißbilligung über diese unwürdige Ausschreitung der revolutionären Partei neuerdings in den Verdacht reaktionärer, „schwarzgelber Gesinnung" gebracht haben.

Ergyedy's Trauer um den Freund war tief und aufrichtig. „Erinnerst Du Dich an unsern Abschied von ihm?" sagte er zu Adriana. „Erinnerst Du Dich seiner Bitte? Nicht wahr, Adriana, Du wirst seinen heißesten, seinen letzten Wunsch erfüllen?"

Das Mädchen warf sich angsterfüllt an die Brust des Grafen. „Befiehl mir zu sterben!" schluchzte sie. „Aber befiehl mir nicht, mich elend zu machen, mein Leben mit langsamem, unermeßlichem Jammer zu vergiften."

„Du hassest also den Sohn unseres Freundes?"

„Nein, aber ich liebe ihn nicht!"

Wieder sah der Graf seiner Tochter tief und forschend in die Augen. „Du liebst einen andern?" sagte er fast mehr zu sich selber.

Eine heiße Purpurröte färbte ihre Wangen. „Nein — nein!" stammelte sie. „Wo denkst Du hin? Ich will unvermählt sterben, ich will ins Kloster gehen — mein Gott — ich will nichts, als nicht heiraten müssen!" Sie entwand sich den Armen ihres Vaters und stürzte in heftigster Aufregung aus dem Zimmer.

Der Graf blickte ihr lange und betroffen nach. Er war es nun recht gewiß, daß sie einen andern liebte, durch die Art, wie sie es geleugnet hatte. Doch er mußte sich noch immer fragen: — „Wen? Und war es möglich, daß sie Feuer fing, ohne daß ich es merkte, sie, deren Herz sonst stets auf ihrer Zunge und in ihren Augen liegt?"

Es klopfte an der Thüre. Der Verwalter kam und meldete einen jungen Menschen, der unter dem Vorwande einer wichtigen Mitteilung, die er zu machen habe, dringend vorgelassen zu werden begehrte.

„So führe ihn herein!" bemerkte der Graf mit einem gleichgültigen Achselzucken. Nach wenigen Augenblicken trat Siegfried in das Gemach. Ergyedy ahnte durchaus nicht, daß er in dem schönen aber sehr verwildert aussehenden Jüngling Adriana's einstigen Spielgefährten vor Augen sah, an den er wohl schwerlich mehr gedacht hatte seit jenen fernen Zeiten.

Er trat etwas befremdet zurück vor den herkulischen Formen seines Besuchers, die unter den unscheinbaren, vom bösen Wetter verdorbenen Kleidern nicht gerade beruhigend und vertrauenerweckend aussahen. „Was wünschen Sie von mir? Ich kenne Sie nicht!" fragte er etwas trocken.

Siegfried atmete tief und erleichtert auf. Hier also kannte man ihn doch nicht, hier schleuderte man ihm nicht das Fluchwort „Verräter" entgegen. Hier würde er für die ungarische Erde und für Adriana streiten und — verbluten dürfen!

„Ich reiste zu Fuße von Wien nach der ungarischen Grenze," begann er seinen Bericht. „Ich stieß auf ein österreichisches Armeekorps, welches sich in gleicher Richtung mit mir und sehr eilig vorwärts bewegte. Es gelang mir nicht, mich rechtzeitig zu verbergen, wurde aufgegriffen und ich mußte als Wegweiser dienen, da ich nicht verleugnen konnte, ein Ungar und des Weges kundig zu sein. Ich hörte, daß die Truppen hierher, nach Edeshazy marschierten und zwar in feindlicher Absicht. Ich begreife es nicht, denn Graf Ergyedy ist unter den ungarischen Patrioten als „Kaiserlich Gesinnter" angesehen. Trotzdem aber mußte ich begreifen, daß es den Oesterreichern ernst ist mit ihrer Feindseligkeit, denn sie führen sogar Belagerungsmaterial und Kanonen bei sich. Und da beschloß ich, Sie zu warnen, Herr Graf. Um die Oesterreicher sicher zu machen, fügte ich mich anscheinend willig in mein Führeramt. Ich lobte den reichen Lohn und die gute Kost und sagte, „so möchte ich dahinmarschieren mein Leben!" Bei der nächsten Gelegenheit aber entwich ich — und da bin ich nun als Warner und als Kämpfer, wenn Sie mich in die Reihen der Ihren aufnehmen wollen."

„Die Warnung kommt zu spät, da ich schon von dem Anmarsch der Oesterreicher unterrichtet bin," sagte der Graf ernst. „Den Kämpfer aber nehme ich gerne an, wenn er meine Gesinnungen teilen und sich meinen Einschränkungen fügen will. Ich bin kein Revolutionär, kein Rebell! Ich verteidige mein Haus, mein Kind, meine Unterthanen gegen die Truppen, die mir der Kaiser, offenbar in einer falschen Ansicht der Dinge befangen und von schlechten Ratgebern beeinflußt, feindselig zuschickt. Ich will nicht, daß meine Pächter, meine Bauern wehrlos hingeschlachtet werden, das ist alles. Wer unter der bloßen Fahne der Selbstverteidigung zu mir stehen will, ist mir willkommen, denn der starken Arme gibt es hier nicht allzuviele. Rebellen aber, die jede langbestandene Ordnung der Dinge in den Staub treten wollen, haben von mir keine Bestimmung und Unterstützung zu hoffen. Und nun, da Sie mich kennen, sagen Sie mir, was ich von Ihnen zu halten habe. Sie scheinen mir etwas mehr, als diese Ihre Kleidung anzeigen würden. Warum haben Sie mich gewarnt, warum wollen Sie für mich kämpfen?"

„Für Sie, den Ehrenmann, den ich verehre, trotzdem ich als ungarischer Patriot Ihre Gesinnung nicht teilen kann, darf ich kein Geheimnis haben. Ich will nicht als Dieb in Ihr Haus schleichen. Sie sollen wissen, wen Sie bei sich aufnehmen," erwiderte Siegfried, tief atemholend. Und die Arme über die Brust geschränkt, wie um die durch die Erinnerung aufgewühlten Schmerzen niederzuhalten, erzählte er dem Grafen seine wechsel- und leidensvolle Geschichte.

„O, daran kenne ich den Schurken Szziget!" rief Ergyedy, als der Jüngling geendigt hatte. „Ich glaube Ihnen, armer, junger Mensch! Denn ich bin auch durch die Zweizüngigkeit, das verräterische Doppelgesicht jenes Schuftes in meine jetzige schiefe und traurige Situation gebracht worden! Sie sollen einen sicheren Hafen gefunden haben bei mir, wenn man überhaupt in einem Hause von Sicherheit sprechen kann, dem sich ergrimmte Feinde nähern. Aber wenigstens so lange hier ein Stein an dem andern hält, sollen Sie nichts zu fürchten haben von dem Verräter Sziget!"

Der Jüngling ergriff die Hand des Grafen und drückte sie mit überwallender Empfindung. „Ich stehe zu Ihnen in Leben und Tod!" sagte er leise, von seiner Erschütterung überwältigt. Nun war es ihm ja gegeben, was er kühn gehofft hatte, nun durfte er sich's jubelnd wiederholen: „Zu Adriana's Füßen sterben!"

Der Graf klingelte und ließ durch seinen Diener einen vollständigen Zivilanzug herbeibringen. Damit wies er Siegfried in das Ankleidekabinett. „Machen Sie schnell — Sie müssen Hunger haben!" sagte er gütig. „Meine Tochter wartet mit dem Mittagsmahle!"

Der Jüngling erzitterte und erblaßte unter diesen Worten. Adriana gegenübertreten! Er dachte an jenen Augenblick seines Scheidens von ihr. Würde sie ihm den kühnen Raub verziehen haben? Oder würde sie entrüstet in den Vater dringen, daß er den frechen Heiligtumsschänder von seiner Schwelle verjagte? Trotz dieses ängstlichen Zweifelns konnte er sich eines heimlichen Aufjubelns nicht enthalten. Adriana wiedersehen, wenn auch nur einen einzigen Augenblick lang, war dies nicht sein heißester, sein einziger Wunsch gewesen in den Tagen des Schmerzes und der Verzweiflung?

Der Graf konnte sich eines wohlgefälligen Lächelns nicht erwehren, als Siegfried nach kaum einer Viertelstunde wieder zu ihm in das Studierzimmer trat. Aus dem verwahrlosten, erschreckenden Vagabonden war eine herrliche Jünglingsgestalt geworden, die halb einem Herkules und halb einem Adonis glich. „Ja, Kleider machen Leute," sagte er. „Und nun in den Speisesaal!"

Wie heftig klopfte Siegfrieds Herz an der Schwelle seines Paradieses! Der Graf mußte ihn zum Eintritt in den schönen, hell erleuchteten Raum aufmuntern. Dort an einem der hohen Fenster, über einen blühenden

Rosenstock gebeugt, stand Adriana. Sie erschien Siegfried gleich einem lichten Engel in ihrem weißen Spitzenkleide. Und ihre goldigen Haare, von der Sonne beleuchtet, bildeten den passenden Heiligenschein zu dieser reinen und edlen Gestalt.

„Adriana!“ sagte der Graf. „Ich bringe Dir einen Gast!“

Nun blickte sie mit einem noch traumhaften Lächeln auf. In der nächsten Sekunde stieß sie einen lauten Schrei aus und sank bleich und wie gelähmt auf einen Stuhl. „Siegfried — Du bist's!“ stammelte sie, diesesmal aber nicht freudig, sondern verwirrt und erschrocken.

Graf Ergyedy blickte in höchster Ueberraschung bald auf seine zitternde Tochter, bald auf Siegfried, der mit erblaßten, verstörten Zügen dastand. „Ihr kennt euch?“ fragte der Graf endlich. „Wie ist dies möglich?“

Da erhob sich Adriana und eilte an die Brust ihres Vaters. „Er ist mein Lebensretter!“ stotterte sie. „Er befreite mich damals in Wien aus dem Gewühle der Aufständischen, als die Gefahr am höchsten war.

gehörst Du zu meiner Familie. Ich erinnere mich Deiner wohl; warst ein hübscher, offener Junge und bist nun ein schöner und unerschrockener Jüngling. Gott segne Deinen Eingang in diesem Hause. Und nun setze Dich. Vergiß nicht, das Salz, welches ein Ungar mit seinem Gaste teilt, macht ihn für immer zu seinem Schützling und Freunde!“

Siegfried fühlte sich wie im Traum befangen. Aus so viel Schmach und Elend plötzlich in so viel Glanz und Glück versetzt, von dem stolzen Grafen Ergyedy gleich einem Sohne behandelt zu sein, Adriana gegenüberzusitzen, in ihr schönes Antlitz, auf ihre meist gesenkten Augen blicken zu dürfen, glich es nicht wahrhaftig den Bildern eines allzuschönen und allzuflüchtigen Traumes? Und rasch gleich einem Traume zerstob auch das blendende, friedliche Glück. Noch ehe das Mahl völlig beendet war, verkündete ein Bote das Sichtbarwerden der ersten kaiserlichen Truppen.

Der Graf hatte diese Ankündigung erwarten müssen und dennoch versetzte sie ihn in einen Zustand der heftigsten Erschütterung. Gegen seinen



Gößweinstein. (Mit Text.)

Ich kannte ihn aber schon früher, als wir beide noch Kinder waren. Erinnerst Du Dich nicht mehr an den guten Knaben Siegfried, der mir mein wildes Pony einspannte, bis, bis — ich ihn durch eine abscheuliche Unart beleidigte und vertrieb! O ich war ein wildes, böses Ding damals, fast wie mein Pony. Aber ich habe mich gebessert, nicht wahr, Papa, ich habe mich gebessert?“

Siegfried fühlte die Thränen in seinen Augen aufsteigen über diese heimliche, rührende Bitte um Verzeihung, die so lieblich schüchtern aus dem Munde des jungen Mädchens kam

„Und ich war recht hart und trotzig damals, daß ich wegen einer kindischen Unart der kleinen Komtesse das Pony nicht mehr einspannen wollte. Aber auch ich habe mich gebessert.“

„So sei Gott gedankt, daß ich dem Retter meines einzigen Kindes einen Gegendienst erweisen kann!“ rief der Graf mit Wärme. „Setze Dich, armer Junge. Und von heute an stehst Du unter meinem Schutze,

Herren und Kaiser die Waffen erheben, er, dessen Ahnen schon für Maria Theresia von Oesterreich gekämpft und gesiegt hatten, er fühlte jetzt erst die ganze Schwere und Bedeutung dieses Schrittes. Und dennoch mußte es sein! Nicht er war ja der Angreifende, er hatte sich ja nur geweigert, zum Verräter an seinen Unterthanen und an seinem Vaterlande zu werden.

Es galt jetzt kein unnützes Ueberlegen und Beklagen des Unabänderlichen mehr, sondern Thatkraft und rasches Handeln. Er durfte nicht hoffen, als Sieger hervorzugehen, den österreichischen Truppen gegenüber, denn der Kampf war zu ungleich. Er wollte sein Schloß und seine Unterthanen als Mann verteidigen, er wollte ehrenvoll untergehen, weiter ging sein Streben und Erwarten nicht.

„Bleibe hier, bis ich wiederkomme, ich werde Dir bald Befehle und Anordnungen zu geben haben,“ sagte er zu Siegfried. Damit verließ er den Speisesaal. Siegfried war nun allein mit Adriana. Es war ein seltsamer, fast peinvoller Augenblick für die beiden jungen Menschen. Was sollten sie

sich sagen? Ein eigentümliches Gespenst stand zwischen ihnen, das Gespenst eines Kusses. Und wie machte jene Erinnerung sie so rot und verlegen.

Adriana hatte sich gleich nach der Entfernung des Vaters gleichfalls der Thüre zugewendet. Aber die ungarische Nation räumt der Gast-

Sie nahm ihre Zuflucht zu dem Rosenstocke, in dessen duftende Blüten sie ihr glühendes Gesichtchen tauchte.

Siegfried blieb in ehrerbietiger Entfernung von ihr stehen. „Ich habe sehr viel Angst um Sie gelitten," sagte er, nur um dieses drückende



Schwäbisches Mädchen

freundschaft ein hohes Recht ein. Selbst in ihrer Mädchenscham, in ihrer jungfräulichen Verwirrung vergaß die Komtesse nicht auf die Rücksicht, die sie dem Tischgefährten schuldig war. Sie durfte Siegfried nicht verlassen, er hätte es als absichtliche Beleidigung aufnehmen müssen.

Stillschweigen zu unterbrechen. „Ich sah den Palast des Kriegsministers plündern, ich sah wie man Ihre Koffer und Kisten herausschleppte. Hier dieses Taschentuch habe ich mir gerettet, es trägt Ihren Namenszug, Ihr Wappen. Ich darf es doch behalten als Erinnerung an jenen Augen-

blick der tödlichen Angst? Wissen Sie, daß ich glaubte, auch Sie wären von dem Pöbel ermordet worden?"

„Und Sie hielten doch zu diesem Pöbel!" sagte Adriana. „Sie haben sich unter die Mörder gemischt!"

„Aus Zufall, ich schwöre es Ihnen, Komtesse! Ich konnte nichts mehr helfen und nichts mehr hindern. Ich konnte nur das Schreckliche, die Besudelung des Freiheitsideals durch unschuldiges Blut beklagen. Ach, wie fühlte ich mich erlöst, als ich endlich erfuhr, daß Sie sich hierher nach den Landgütern Ihres Vaters geflüchtet hatten."

„Sie nehmen also Anteil an uns?"

Die Frage war gefährlich — und Adriana bereute sie fast augenblicklich. Trotzdem konnte sie nicht mehr zurückgenommen werden.

Siegfried trat nun einige Schritte näher zu dem schönen Mädchen. „Ich kam hierher, um mein Blut für Sie zu verspritzen, dies sei meine Antwort."

„Und doch hatten Sie mir Rache geschworen," hauchte Adriana. „Aber nun haben Sie mir verziehen, nicht wahr? Der Peitschenhieb brennt nicht mehr auf Ihrer Stirne?"

„Nein — denn ein Kuß hat ihn gekühlt, ausgelöscht. Auch Sie haben mir ja etwas zu verzeihen!"

Adriana beugte sich tiefer auf die Rosen und schwieg.

„Die Gefahr nähert sich!" sagte Siegfried plötzlich. „Hören Sie die Trompeten der Kaiserlichen? Sie rufen zum Kampfe. Wissen Sie, was der Wahlspruch meines Herzens ist? Zu Adriana's Füßen sterben!"

Der Eintritt des Grafen unterbrach diese Unterredung, in der so viel heimliche Leidenschaftlichkeit glühte!

Adriana durfte in ihr Zimmer schlüpfen und dem Auge ihres Vaters so ihre Verwirrung und Aufregung verbergen.

Sie hörte Trompeten erklingen und eine überlaute Stimme schrie einige Worte zu den Zinnen des Schlosses empor. Das war die Aufforderung zur friedlichen Uebergabe des Schlosses. Und dann erdröhnte ein gewaltiger Schlag durch die Luft. Das war der erste Kanonenschuß, mit dem die Belagerung eröffnet wurde.

Betend sank Adriana in die Kniee. „O Weltenschöpfer, blicke herab von Deinem ewigen Throne. Beschütze meinen Vater! Beschütze Siegfried!"

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Jugendliebe.

Novelle von P. Olliverio.

(Fortsetzung.)

Es waren wonnige Tage, welche diesem ersten Wiedersehen folgten. Wie einst als Kinder durchstreiften sie Wald und Feld, bald scherzend und tändelnd, bald in ernstem, lehrreichem Gespräch, wobei Suschens Augen fest an Pauls Lippen hingen, gleich als wollte sie ihm jedes Wort davon ablesen, damit ihr auch ja keins davon verloren ginge. Noch mit keiner Silbe hatte er ihr gesagt, wie tief, wie innig er sie liebte, stand es aber nicht in jedem Blick seiner treuen, blauen Augen geschrieben, und fühlte sie es nicht in jedem Druck seiner warmen Hand? Wozu also der Worte? Sie wußten es ja beide, daß sie sich angehören müßten für das ganze Leben.

Der Sturm umheulte das Haus und peitschte den Regen gegen die kleinen Fensterscheiben. Suschen befand sich allein. Heute morgen noch hatte sie lächelnd in das Unwetter hinausgeschaut, in ihrem Herzen war es Frühling gewesen und Sonnenschein, jetzt aber brannte ein tiefes Weh darin.

Sie war heute nicht zur Stadt gefahren, statt dessen aber nach dem Pfarrhaus hinüber gewandert, um ihrer mütterlichen Freundin eine schöne Weintraube zu bringen. Frau Rösler, so hieß diese, war gerade zu einer Kranken im Dorfe gegangen, da der Pfarrer aber meinte, sie müsse bald wieder zurück sein, schenkte Suschen seiner Bitte, einstweilen mit ihm allein vorlieb zu nehmen und die Rückkunft seiner Mutter abzuwarten, ein williges Ohr.

Ach, hätte sie es nie gethan, dann wären jene Worte noch ungesprochen, ihr Gewissen noch rein und frei von der Last der Undankbarkeit. Doch sie waren gesprochen, und das mit solcher Innigkeit, solcher Herzlichkeit, daß Suschen noch jetzt in der Erinnerung an den Klang seiner Stimme erbebte. Er hatte so viel gesagt von ihrer Kindheit, von seinem Herzen, seiner Liebe. Wie träumend hatte sie ihn angehört, ohne ihn auch nur durch eine Bewegung zu unterbrechen, bis schließlich die Worte: „Suschen, willst Du mein Weib sein?" sie aus ihrer Betäubung gerissen hatten und Suschen, die Hände gegen die pochenden Schläfe pressend, mit dem unterdrückten Schrei: „Mein Gott, mein Gott!" davon geeilt war und den armen Pfarrer in höchster Verwirrung zurückgelassen hatte. Nun war sie daheim, und in ihrem Innern tobte es eben so wild, wie draußen der Sturm.

Ein Klopfen an der Thür ließ sie zusammenschrecken. Sollte er ihr gefolgt sein? Oder war es Paul? Nein, das war nicht möglich, ein Auftrag seines Vaters hatte ihn für mehrere Tage vom Haus entfernt.

Ein zweites, stärkeres Klopfen.

„Herein!" — Der Atem stockte ihr vor Erwartung.

Die Thüre wurde geöffnet und in ihrem Rahmen zeigte sich die Gestalt eines eleganten, älteren Herrn.

„Ich denke, Sie werden mich kennen, Susanna Waldau," begann er in ernstem Ton.

„Herr Branden!" versetzte sie, ihn verwundert anschauend.

„Ich habe mit Ihnen zu reden, hören Sie mich ruhig an," fuhr er fort, indem er sich auf einen Stuhl niederließ und Suschen durch eine leichte Handbewegung aufforderte, das gleiche zu thun.

Mechanisch gehorchte sie.

„Ich werde mich kurz fassen. Der Herr Pfarrer Rösler hat mir von Ihnen als einem sehr vernünftigen Mädchen gesprochen; ich bin demnach überzeugt, daß Sie schnell einsehen werden, daß mein an Sie gestelltes Verlangen nur ein gerechtes ist."

Die Einleitung klang so ernst, so feierlich, was würde ihr folgen? Wie eine Eisrinde legte es sich um ihr Herz, doch ihre Hände griffen nicht darnach, um es zu erwärmen, gefaltet blieben sie in ihrem Schoße liegen. Gesenkten Blickes, regungslos wie ein Opfer vor seinem Richter saß sie vor ihm.

Diese Haltung ermutigte Branden. Er hatte von dem Mädchen mit den brennenden Augen offenen Widerstand erwartet, nun fand er sie so demütig, so unterwerfend, daß es ihm kaum schwer fallen würde, seinen Zweck zu erreichen.

In etwas milderem Tone fuhr Branden daher fort: „Sehen Sie, Kind, als kleines Mädchen waren Sie meinem Sohne eine Spielgefährtin und ich kann nicht leugnen, daß ich selbst zuweilen erfreut war über die sanfte Art und Weise, in der Sie den wilden Knaben zu fesseln wußten. Das waren eben Kinderthorheiten, die man aber nicht über die Jahre hinaus treiben darf. Ihr Lebensweg weicht von dem seinen so weit ab, daß es unmöglich wäre, beide zu vereinigen. Sie sowohl als er leben jetzt in einem Taumel, aus dem euch eine nähere Verbindung unbarmherzig herausreißen und euch die Welt nackt und ungeschminkt zeigen müßte. In der Gesellschaft würde man Sie als Eindringling betrachten, und anstatt daß mein Sohn mit seiner Gattin in den Salons glänzen könnte, wie es ihm seine Stellung erlaubt, würde man ihn höchstens dulden und — es mag hart klingen — die Achseln zucken über seine Wahl. Und glauben Sie, daß dies seine Liebe zu Ihnen erhöhen würde? Nein, gewiß nicht, im Gegenteil, die Reue über sein schnelles, übereiltes Handeln würde nicht ausbleiben, und nicht sich selbst, Sie würde er anklagen, Sie würde er beschuldigen, sein Lebensglück zerstört, seine Stellung in der Gesellschaft untergraben zu haben. Solche Vorwürfe würden auch Ihr Dasein verbittern und Sie zu der unglücklichsten Frau auf Erden machen. Gewiß, Kind, ich kenne die Welt. Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang. Seien Sie also vernünftig, wenn es mein Sohn noch nicht ist, und weisen Sie ihn zurück. Sie bewahren sich selbst, wie uns alle vor einem großen Unglück."

Er schwieg und blickte gespannt in das Antlitz des Mädchens, welches mit bleicher, verstörter Miene vor ihm saß. Ihre Augen starrten glanzlos in das Leere.

„Ich kann es nicht, nein, nein, das nicht," rang es sich endlich tonlos von ihren weißen Lippen.

„Das also ist die Liebe, die mir mein Sohn rühmte? Um sich selbst ein paar glückliche Wochen zu schaffen, opfern Sie sein ganzes Lebensglück? Nun denn, so muß ich andere Maßregeln ergreifen."

Dabei erhob er sich langsam und griff ebenso nach seinem Hut und Schirm.

„Sein Lebensglück, sagen Sie?" und fieberhaft erregt sprang sie auf und erfaßte seine Hand, „sein Lebensglück, Herr Branden? Ach, dafür gebe ich alles, was Sie von mir verlangen, wenn es sein Lebensglück gilt. Mein Kopf ist so wüst, meine Gedanken so wirr, seien Sie barmherzig."

Der Anblick des gequälten Mädchens rührte ihn bis ins Innerste. Doch ein guter Arzt schneidet, so lange es noch Zeit ist. Hat das Uebel erst tiefer Wurzel geschlagen, so ist alle Kunst vergeblich. So dachte und darnach handelte er.

„Ja, Kind, sein, Ihr, unser aller Lebensglück hängt davon ab. Glauben Sie mir, dem erfahrenen Manne, der weiter in die Zukunft sieht, als die leichtsinnige Jugend, und geben Sie mir Ihr Wort darauf, daß Sie meinen Sohn zurückweisen, daß Sie völlig mit ihm brechen wollen."

Eine tiefe Stille folgte. Nur der Sturm klang wie lautes Stöhnen durch das kleine Gemach. Suschen war es, als drehe sich das Zimmer mit ihr im Kreise herum, die Sinne schienen ihr zu schwinden und kaum noch ihrer sich selbst bewußt, stammelte sie: „Ich gelobe es Ihnen bei dem Namen meiner seligen Mutter."

„Dank, Dank für dieses Wort, mein Kind!" rief Branden lebhaft. „Sie haben einem geängstigten Vaterherzen die Ruhe zurückgegeben. Der Himmel segne Sie dafür und schenke Ihnen eine glückliche Zukunft."

Er ahnte nicht, daß er dem armen Mädchen durch Erpressung dieses Gelöbnisses das Herz gebrochen, daß er dieser Blume Licht und Wärme geraubt hatte, ohne die sie verkümmern mußte. Er kannte Rösler's Neigung zu ihr und war überzeugt, daß sie als Frau eines Landpfarrers einen ihr zusagenden, sie beglückenden Wirkungskreis, und in der Liebe ihres Mannes genügend Entschädigung für die augenblickliche Enttäuschung finden würde.

Die Thüre hatte sich hinter ihm geschlossen. Suschen war allein mit ihrem neuen Schmerz. Sie weinte nicht, nur hin und wieder ent-

rang sich der gepreßten Brust ein schwerer Seufzer. Sie vermochte das Entsetzliche nicht zu fassen und hatte nur das unbestimmte Gefühl, als sei die Welt nun leer für sie und es bleibe ihr nichts mehr übrig, als sich niederzulegen und zu sterben. Stundenlang saß sie so vor sich hinbrütend da, bis sie plötzlich merkte, daß es völlig nacht geworden war, dann stand sie langsam auf, entkleidete sich mechanisch und legte sich zu Bett.

Es hatte aufgehört zu regnen, von ihrem Lager aus konnte sie aber sehen, wie der Sturm schwere, dunkle Wolken über den Mond hinweg jagte. Das wilde Bild harmonierte so sehr mit ihrem Gemütszustand, daß sie darin etwas Befreundetes und zugleich etwas Beruhigendes fand. Ihre wirren Gedanken fingen an sich zu klären.

Ihren Paul hatte sie verloren; das machte sie unsagbar elend; war es aber nicht vielleicht ein Fingerzeig des Himmels, der sie auf ihre Pflicht hinwies? Sie durfte dem Mann, dem sie ihre ganze geistige Entwickelung verdankte, der sie von Kindheit an zum Guten geleitet hatte, nicht den einzigen Lohn versagen, den er von ihr dafür verlangte. Sie hatte gewußt, daß er sie wahr und innig liebte, und in ihrer unschuldigen, harmlosen Weise ermutigt; war es ihr doch niemals in den Sinn gekommen, daß seine Neigung zu ihr eine andere sein könne, als die eines Vaters zu seinem Kinde. Er mußte sich in den Gedanken hineingelebt haben, daß sie ihm dereinst angehören werde, sie hatte kein Recht, ihm seine Hoffnung zu zerstören, sie wußte jetzt, wie unsagbar bitter eine solche Enttäuschung ist. Und wie die Ertrinkende an einen Strohhalm, so klammerte sie sich an diesen Gedanken.

Am andern Morgen kam Frau Rösler, die durch ihren Sohn von Suschen's seltsamem Benehmen gehört hatte, um nach ihr zu sehen und sich für die Traube zu bedanken. Sie fand sie auffallend blaß, ihre Augen matt, ihre Stimme klanglos. „Sie sehen krank aus, Liebe, was fehlt Ihnen?“ fragte sie, besorgt in des Mädchens Antlitz schauend.

„Ich hatte eine schlechte Nacht, der Sturm ließ mich nicht schlafen,“ erwiderte jene mit zur Seite gewandtem Kopfe.

„War es nur der Sturm, der Ihnen den Schlaf verscheuchte?“ forschte des Pfarrers Mutter weiter. „Ich weiß alles, Suschen. Mein Sohn teilte mir mit, was gestern zwischen ihm und Ihnen vorgegangen ist. Sprechen Sie, Kind, was sollen wir von Ihrem Schweigen, Ihrem eigentümlichen Gebahren denken?“

Für einen Moment ergoß sich Purpurröte über des Mädchens Wangen, die dann noch einer tieferen Blässe wich.

„Frau Rösler,“ rief sie, mit einem lebhaften Impuls deren Hände ergreifend und ihr mit flehendem Blick in das alte, freundliche Gesicht schauend, „Sie waren mir von jeher wie eine zweite Mutter, bewahren Sie mir auch fernerhin Ihre Liebe und zürnen Sie mir nicht, wenn ich offen, ganz offen zu Ihnen spreche. Ihres Sohnes Antrag hat mich im höchsten Grade überrascht. Der Gedanke, daß seine Gefühle gegen mich nicht nur Freundschaft, daß sie Liebe sind, ist mir so neu, so unfaßlich, daß ich mich erst daran gewöhnen, daß ich mich prüfen muß, ob ich ihm seine Liebe auch in gleichem Maße erwidern kann. Und dann,“ sie sprach langsam und senkte den Blick zu Boden, „sind ja kaum fünf Monate vergangen, seit sich die Erde über meiner teuren Mutter Grab geschlossen hat. Sagen Sie Ihrem Sohn, er solle Geduld mit mir haben, er solle mein Freund bleiben und warten, bis der Jahrestag ihres Todes vorüber ist. Dann will ich aus freien Stücken zu ihm kommen und ihm sagen, ob ich die Seine werden kann oder nicht.“

„Ich kann Ihre Gefühle nur achten, mein Kind,“ versetzte Frau Rösler nach kurzer Pause, „und so schmerzlich es meinem Sohne auch sein wird, so lange noch in Ungewißheit über Ihre Antwort zu schweben, wird er sich doch Ihrem Willen fügen und die Gefühle, welche er für Sie hegt, zurückdrängen, bis die ihm gesetzte Zeit vorüber ist. Kommen Sie heute abend zum Thee hinüber nach dem Pfarrhaus und schlagen Sie den alten unbefangenen Ton gegen ihn an, dann wird auch er sich bald wieder zurecht finden, und unsere gemütlichen Abendstunden werden nicht gestört sein.“

„Nein, heute nicht, lassen Sie noch einige Tage darüber hingehen,“ bat Suschen, und dann wandte sich das Gespräch gleichgültigen Dingen zu.

Sie atmete erleichtert auf, nachdem Frau Rösler gegangen und sie sich wieder allein sah. Sie hatte ihr nicht die volle Wahrheit gesagt und das machte ihr der gewissenhaften Frau Gegenwart peinlich. Pauls Besuche hatte sie ihr sowohl als auch deren Sohn verschwiegen, das Geheimnis war so süß gewesen. Und wozu jetzt noch davon reden? Es war besser, sie begrub jede Erinnerung daran tief drinnen in ihrem Herzen, bis es ihr gelungen sein würde, sie gänzlich zu ersticken. Nein, das würde sie niemals können, niemals. Und krampfhaft aufschluchzend, barg sie das bleiche Antlitz in den Händen. Ach, hätte sie doch nie jenes unselige Gelöbnis gethan. Sie durfte Paul nicht einmal gestehen, daß man es ihr abgerungen hatte, darin schon würde ein Wortbruch liegen. Kalt und abweisend mußte sie ihm begegnen, damit er sich von ihr abwenden und sein Herz einer andern schenken sollte. Das aber würde sie nie über sich vermögen, wenn er vor ihr stand mit seinen treuen, blauen Augen, sie würde sich und die ganze Welt vergessen und an seiner Brust Schutz suchen vor denen, welche danach trachteten, ihr seine Liebe zu entreißen. Wollte sie ihrem Worte also treu bleiben, so mußte sie ihm schreiben.

Sie holte Feder und Papier herbei. Wie sollte sie es ihm sagen? Das Herz diktierte ihr die zärtlichsten Liebesworte, und der Brief mußte kalt und abweisend klingen. Da fielen ihr wieder die Worte ein, welche Pauls Vater zu ihr gesprochen, und mit bebender Hand schrieb sie:

„Herr Branden! Unsere Liebe war eine Kinderthorheit; unsere Wege gehen zu weit auseinander, als daß sie zu vereinigen wären. — Leben Sie wohl! Susanne Waldau.“

Es war ihr, als sei etwas in ihrem Herzen gesprungen, als sie jene Zeilen geschrieben, und von ihrem Kummer überwältigt, fiel sie besinnungslos zu Boden.

(Schluß folgt.)

## Ursachen und Erscheinungen der Nervosität.

Die ungeheure Zunahme und Verbreitung dieses modernen Kulturleidens unter der Bevölkerung der Vereinigten Staaten veranlaßte einen hervorragenden Arzt in Newyork, Dr. G. M. Beard, zu einer sorgfältigen Beobachtung jener krankhaften Erscheinungen, die man unter dem Namen der Nervosität zusammenfaßt, und die Resultate, zu denen er gelangte, sind so merkwürdig, daß sie die höchste Beachtung verdienen. Als ein Hauptsymptom der Nervosität führt Dr. Beard die gesteigerte Empfindlichkeit der gegenwärtigen Generation gegen Kälte und Hitze an, besonders bei den geistig arbeitenden Klassen der Gesellschaft. Er sagt: Unsere Eltern waren zufrieden mit einer Temperatur von 60 Grad Fahrenheit, während gegenwärtig mindestens 70 Grad und auch mehr zur Behaglichkeit erforderlich sind. Die gegenwärtige Generation ist also um 10 Grad Fahrenheit empfindlicher gegen die Kälte geworden als es ihre Väter waren. Andererseits sind die Sommerhitzen nicht stärker als vor hundert Jahren, aber die Fälle von Sonnenstich und Schlagfluß nehmen unter der Bevölkerung unverhältnismäßig zu. Dazu kommt die gesteigerte Empfänglichkeit für aufregende und betäubende Mittel, wie Alkohol, Tabak und selbst Kaffee und Thee. Unsere Väter — bemerkt Dr. Beard — und auch unsere Mütter konnten starke Weine und Liköre trinken und selbst stark Tabak rauchen, so viel sie wollten, ohne etwas von der Nervosität unserer Zeit merken zu lassen. Jetzt ist aber ein sehr beträchtlicher Teil der Bevölkerung gar nicht im stande, Tabak zu rauchen oder zu kauen, oder auch nur milde Weine, ferner Thee und Kaffee zu trinken, ohne die üblen Folgen dessen zu spüren. Andererseits gibt es Tausende, die kein Opium vertragen und bei denen es statt des Schlafes Schlaflosigkeit bewirkt. Eines der auffallendsten Symptome unserer Civilisation findet Dr. Beard in dem frühzeitigen Verfall der Zähne. Dies rühre nicht bloß von dem Genuß von allzuviel Süßigkeiten oder Säuren, von Vernachlässigung des Reinigens oder von dem Gebrauch von Speisen her, die nur wenig Kau-Arbeit erfordern. Die Ursachen des Verfalls der Zähne seien beiweitem mehr subjektiv als objektiv und in der ganzen Konstitution der modernen civilisierten Menschen gelegen Empfindlichkeit der Verdauung ist eine der bekanntesten und auffälligsten Wirkungen der Civilisation auf das Nervensystem. In dieser Beziehung ist die Geschichte des Steigens und Fallens der Preise des Schweinefleisches sehr belehrend. Das Schwein flieht wie der Indianer vor der Civilisation; der Magen des Gehirn-Arbeiters kann das Schweinefleisch nicht vertragen. Diese Absetzung des Schweinefleisches von seiner früheren Herrschaft als Nahrungsmittel hatte aber, wie Dr. Beard behauptet, eine verhängnisvolle Wirkung auf das amerikanische Volk, denn das Schweinefleisch sei noch durch kein anderes allgemeines Nahrungsmittel mit genügendem Fettgehalt ersetzt worden. Fett ist aber in unserer täglichen Nahrung eines der unumgänglichsten hygienischen Bedürfnisse, dem wir nun durch Genuß von Rahm, Leberthran, Eiern und Fischen zu genügen suchen. Auch die Augen bezeichnet Dr. Beard als gute Barometer unserer nervösen Civilisation; die Zunahme von Augenschwäche, Kurzsichtigkeit und überhaupt von Störungen in den Funktionen der Augen sind hiefür sehr bezeichnende Thatsachen. Auch die offenbare Steigerung der Frauenkrankheiten schreibt er einer Hauptursache zu, neben der alle anderen untergeordnet sind — der Civilisation. In merkwürdigem Gegensatz zu allen diesen krankhaften Erscheinungen der Zeit steht aber die statistisch nachgewiesene Thatsache, daß fast in gleichem Schritt mit der Nervosität auch die Lebensdauer zugenommen hat. Ja, Dr. Beard behauptet sogar, Nervosität vertrage sich nicht bloß mit einer langen Lebensdauer, sondern befördere dieselbe thatsächlich durch Bewahrung des Organismus vor dem Angriff akuter Fieberkrankheiten. Den Grund, warum die Nordamerikaner nervöser seien als andere Völker, findet Dr. Beard in der Trockenheit der Atmosphäre und in den starken Extremen von Hitze und Kälte auf dem nordamerikanischen Kontinent.

## Ein Henker wider Willen.

Im Jahre 1478 reiste ein angesehener Kaufmann, Johannes Rintfleisch aus Breslau, in Handelsgeschäften nach Polen. Als er in der Stadt Plocz übernachtete, stahl ihm der Wirt 590 Dukaten. Rintfleisch machte den Dieb ausfindig und überführte ihn dem Gerichte. — Das Urteil lautete auf Hängen des Schuldigen. Nun war aber kein Scharfrichter an dem Orte, und das höchst eigentümliche Gesetz dieser Stadt und Umgegend lautete: „Daß, wenn jemand einen anderen eines Kriminalverbrechens bezichtigt und der Verklagte der Todesstrafe für

schuldig erachtet wird, bei Ermangelung eines Scharfrichters der Kläger selbst die Hinrichtung vollziehen muß; weigert er sich, so hat andrerseits der Verbrecher das Recht, ihn hinzurichten." — Als dem Breslauer dieses Urteil verkündet war, geriet er außer sich und flehte, daß man ihn ruhig seines Weges ziehen lassen solle; er wolle das Gestohlene gerne missen und noch ebensoviel dazu legen. Doch das half nichts. Es blieb dem armen Manne daher nichts anderes übrig, wollte er nicht selbst sein Leben schmählich einbüßen, als, den Delinquenten selbst aufzuknüpfen. Er that das mit schmerzlichem Gemüte, ließ sich aber sowohl von der Stadt, als auch vom König von Polen ein Schreiben geben, worin der Sachverhalt dargelegt und der Zwang, der gegen ihn infolge der Landessitte ausgeübt ward, klar zu Tage trat. Dessenungeachtet ward er in Breslau für unehrlich gehalten und von jedermann gemieden, weil er Henkersdienste verrichtet. Darüber grämte sich der Mann so, daß er bald darauf starb. Damit war die Sache aber noch keineswegs abgethan. Das Vorurteil jener Zeit begnügte sich nicht mit der Aechtung des Vaters, sondern trug seine Ausschließung auch auf die Kinder über. Christof Rintfleisch, Erbherr von St. Katharin, ward auf Betrieb der Konsuln Beisitzer des Manngerichts zu Breslau; aber die anderen Richter weigerten sich, mit ihm zu Gericht zu sitzen. Christof beschwerte sich deshalb bei dem Könige Wladislaus und dieser gab ihm im Jahre 1501 einen Sentenzbrief, mittelst dessen er als ehrlicher Mann und rechtlicher Beisitzer erklärt und den Breslauern streng befohlen ward, ihn fürderhin nicht mehr zu kränken. — Allein trotzdem verharrten die Breslauer bei ihrem Sinne und duldeten den Rintfleisch nicht als Beisitzer unter sich. Der König legte hierauf (1507) der Stadt Breslau wegen ihres Ungehorsams eine Geldbuße auf, die sich diese zu zahlen weigerten, woraus noch ein blutiger Streit entstand. E. König



Am Fenster.

„Mein Gott, wie einfältig sind doch heutzutage die Männer! Der dort unten hat sich gewiß schon vor meinem Fenster die Füße wund gelaufen, grüßt mich, sendet mir Blumen Ich bin doch neugierig, wie lange er sich noch damit begnügt."

## Unsere Bilder.

**Das Innere der Friedenskirche in Potsdam.** Wir haben diese schon in einer früheren Nummer besprochen und geben nachträglich nun auch noch eine Ansicht vom Innern derselben, um sie in ihrer ganzen edlen Einfachheit zu zeigen. Das hohe Hauptschiff und die geräumigen Seitenschiffe, von dem ersteren durch prächtige jonische Säulen aus je einem einzigen Stück schönen dunkelgrünen Marmors geschieden, der viele antike Marmor, der namentlich in der Längsachse verwendet ist, leihen diesem Gotteshause eine ebenso prächtige wie einfache und harmonische Ausschmückung. Ganz dem antikisierenden altchristlichen Charakter der Basilika angemessen, ist in der Wölbung der Apsis ein schönes byzantinisches Mosaikbild aus dem 11. Jahrhundert, aus der Kirche San Cypriano auf der Insel Murano bei Venedig angebracht, das mit seinen bräunlichen Farbentönen sich wirksam von dem Goldgrunde abhebt. Ganz besonders schön ist der halbrunde Chor mit seiner schönen Marmorverkleidung, der prächtige Altartisch aus weißem pentelischem Marmor, den vier korinthischen Säulen aus grün und weiß gestreiftem Jaspis, welche den reich vergoldeten Baldachin tragen, und mit der Kanzel aus weißem pentelischem Marmor mit dunkelgrünen Porphyrfüllungen. Unmittelbar vor dem Altar befindet sich die von einem marmornen Auferstehungsengel bewachte Gruft, worin die sterblichen Ueberreste König Friedrich Wilhelms IV. († 1861) und seiner Gemahlin Königin Elisabeth († 1873) beigesetzt sind. O. M.

**Gößweinstein.** — Der am liebsten und häufigsten besuchte Punkt der fränkischen Schweiz ist Gößweinstein, und in der That genießt man von hier aus einen herrlichen Einblick in alle Reize der lieblichen Gegend; der Gebirgscharakter ist hier zum vollsten Bewußtsein seiner Schönheit gesteigert und all der Zauber, der ein schwelgendes Auge, ein glühendes Herz in der freien Natur berauscht, ist über diesen Ort ausgegossen. Auf unserem Bilde sehen wir im Vordergrunde die Stampfermühle, die von drei Quellen, die ganz in der Nähe aus einem Felsen hervorbrechen, getrieben wird. Auf einer hölzernen Treppe von 110 Fuß gelangt man auf das in steiler, schwindelnder Höhe liegende Schloß Gößweinstein, welches, von unten gesehen, den Anblick gewährt, als würde es jeden Augenblick von den Klippen in das Thal hinuntergestürzt.

## Allerlei.

**Eine Anekdote.** Von B . . . . . n, dem berühmten französischen Arzt, erzählt man sich folgende Geschichte: Er hatte an dem fünfjährigen Kinde sehr vermögender Eltern eine gefährliche Operation vorgenommen, und diese war ihm zur Bewunderung aller vortrefflich gelungen. Die Mutter des Kleinen war überglücklich und machte sich in den Worten Luft: „Monsieur, mein Sohn ist gerettet — und ich weiß wahrlich nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen soll; gestatten Sie mir indessen, Ihnen diese eigenhändig von mir gestickte Brieftasche überreichen zu dürfen." — „O, Madame," entgegnete B . . . . . n in scharfem Tone, „meine Kunst ist nicht nur eine Gefühlsfrage. Das Leben stellt an mich die gleichen Anforderungen wie an Sie. Gestatten Sie mir daher, Ihr reizendes, kleines Geschenk zurückzuweisen und mir dafür eine substanziellere Anerkennung ausbitten zu dürfen." — „Aber, Monsieur, was für eine Anerkennung wünschen Sie? Bitte, bestimmen Sie selbst das Honorar." — „Fünftausend Franken, Madame." — Gelassen öffnete die Dame die Brieftasche, in der sich zehntausend Franken befanden, zog fünftausend daraus hervor, händigte B . . . . . n dieselben mit höflichem Lächeln ein und zog sich grüßend zurück. O. P.

**Professor der Mathematik.** „Berechne rasch, mein Sohn, wie viel Ochsen hier gehen." — Schüler: „Sechsundsiebzig." — Professor: „Wie hast Du gerechnet?" — Schüler: „Ich habe die Füße gezählt und durch vier dividiert." — Professor: „Du hast Dir die Arbeit erschwert, mein Sohn. Ein nächstesmal zähle die Hörner und dividiere sie bloß durch zwei." (Floh.)

**Vom Exerzierplatz.** Feldwebel (zu den Soldaten, die nach einigen Dienstmädchen schielen): „Donnerwetter, Kerls, im Dienst wird nicht poussiert. Da habt Ihr nur an mir und dem Herrn Lieutenant Euer Wohlgefallen zu finden!" (Frankf. Journ.)

**Unvorsichtigkeit und Großmut.** Niemand konnte in seiner Jugend auf mehr Vermögen rechnen, als Bouret, einer der reichsten Finanziers in Paris, unter der Regierung König Ludwig XV. Aber unbesonnener, leichtsinniger war wohl auch niemand als er. So wird es nicht auffallen, daß er zu der Zeit, wo er noch nicht Herr seines nachherigen Vermögens war, der schönsten Schauspielerin, der berühmten „kleinen" Gaußin, einen Wechsel in Blanko gab, um ihn, wenn sie wolle, nach Belieben auszufüllen. — Als er Millionär und seine Liebe längst verraucht war, drückte ihn die Erinnerung oft gewaltig nieder. Aber die schöne Gaußin war auch eben so edel. Ganz unvermutet schickte sie ihm das furchtbare Papier zurück. Sie hatte nur die Worte darunter geschrieben: „Ich verspreche, die gute Gaußin so lange ich lebe zu lieben." St.

**Die poetische Köchin.** Hausfrau: „Anna, wer war der Mann, mit dem Sie gestern abend unter der Hausthür standen?" — „Madame, det war die erste Rose ohne Dornen, die ich fand." (Flieg. Blätter.)

— **König Lysimachus** fragte den Schauspieler Philippides: „Was soll ich Dir schenken?" — „Herr, was Du willst," sagte Philippides, „nur nicht Deine Geheimnisse."

— Die deutschen Tierschutz-Vereine verbreiten kleine, hübsch illustrierte Kalender, welche die Jugend vor Tierquälerei warnen. Der Androklus-Kalender erscheint in der Buchdruckerei Liepsch und Reichardt in Dresden, der Kalender der Tierschutz-Vereine in der Buchhandlung Etlinger in Würzburg. Die unter dem Titel „Europäische Wanderbilder" veröffentlichte Touristenbibliothek macht die Regierungen auf das vandalische Verfahren der italienischen Vogelsteller aufmerksam, welche alljährlich die todmüden Zugvögel zu Tausenden vertilgen. S.

## Quadraträtsel.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| a | b | d | e | e |
| i | i | i | i | i |
| i | l | l | n | n |
| n | n | o | r | r |
| s | s | t | t | z |

Die Buchstaben in nebenstehendem Quadrat sind so zu Wörtern zu ordnen, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen berühmten Komponisten, und die Endbuchstaben in umgekehrter Reihenfolge gelesen, einen bekannten Naturforscher nennen. Die Wörter bezeichnen: 1) einen Baum, 2) einen norwegischen Dichter, 3) einen Kleidungsstoff, 4) einen Feldherrn Kaisers Ferdinand I., 5) eine österreichische Provinz. L. Wick.

## Palindrom.

Als wicht'ge Stadt im Weltverkehr bin ich bekannt,
Verkehrt gelesen hab' ich Blitze in der Hand.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

## Auflösungen aus voriger Nummer:

des Arithmogryphs: Ludwigshafen, Uhu, Dalwig, Wien, Igel, Gnesen, Saale, Hanau, Affe, Fasan, Elle, Nil; — des Homonyms: Perle-Berg — Perleberg.



Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.